

Bei den Solothurner Steinbrüchen

Autor(en): **G.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 40

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Und im Himmelsraume schweben Wolken und Wölklein in hellstem Golde, da und dort feuerrot und in allen Tönen bis zum sanften rosenrot, das allmählich im blauen Firmament verschwimmt. Dieses zauberhafte Himmelsbild in seiner berückenden Schönheit spiegelt sich wieder im Auge der Erde, im glatten Spiegel des Sees und der Aare, deren Ufer ebenso das Auge entzücken. Leuchtend strahlen die mannigfarbenen Wälder im Abendschein und durch diese herrliche Pracht klingt Stimmungsvoll das Glockengeläute der weidenden Herden. Friede zieht ein in das Gemüt der Menschen, die sich in Andacht und Wonne an diesem Herbstzauber erbauen, der beglückend die Sinne umgaukelt, bis die Dunkelheit den Vorhang zieht. E. F. B.

Bei den Solothurner Steinbrüchen.

Kein Besucher der Stadt Solothurn wird einen Gang in die bekannte Einsiedelei versäumen. Längs einem Bächlein, das bald sanft murmelnd dahinschleicht, bald dumpf brausend über Felsblöcke niederschäumt, windet sich der mit Haselgebüsch und Buchenlaub überwölbte Fußpfad durch das wildromantische Täälchen an Felsgrotten, Höhlen und Klüften vorbei. Er folgt dem Wege, bis er zur Erweiterung des Planes gelangt. Wie hingezaubert erscheint die Wohnung des Klausners. Die zwei Kirchlein, der heiligen Verena und dem heiligen Martinus gewidmet, sind unter das schützende Obdach der Felsennischen hingestellt. Den Hintergrund schließen in abgestufter Perspektive die grünen Matten von Rüttenen und die weiß-gelben Felszinnen des Jura, von denen die wirkliche Alp des Weißensteins und das sonnige Kurhaus einladend herniederblicken.

Wenige aber werden auf die taktmäßigen Hammerschläge achten, die man auf dem sonst so stillen Wege hört. Und doch handelt es sich um das Geräusch aus den bekannten großen Steinbrüchen, in denen die Arbeit seit Jahrzehnten ihren regelmäßigen Gang geht.

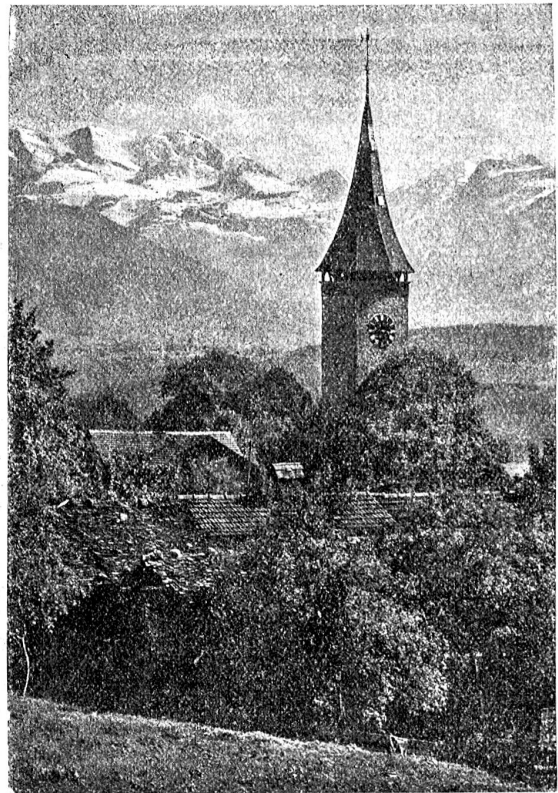
Die Ausbeutung der Kalksteinbrüche reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf. Eine Untersuchung der in Solothurn vorhandenen Sakral- und Sepulkralsteine, der Hermesäulen und Meilensteine hat ergeben, daß diese Denksteine aus der unmittelbaren Nähe stammen. Die älteren römischen Inschriften sind in die obere, zutagegehenden Bänke, die jüngeren in die tieferbrechenden Schichten gemeißelt. Nach den eingehenden Untersuchungen, die schon vor manchen Jahren veranstaltet wurden, müssen schon zur Zeit der Römer in den nahegelegenen Jura-schichten Steinbrüche in Betrieb gewesen sein. Ob aber dieselben das Material zum Häuserbau



Schloss Oberhofen.

lieferten, scheint aus dem vorhandenen römischen Mauerwerk nicht hervorzugehen. Der Zeitglockenturm auf dem Marktplatz ist aus Kalksteinquadern mit rauher Oberfläche aufgebaut. Derselbe ist ein Bauwerk der Burgunder, hat

von unten bis oben weder Fenster noch eine andere Öffnung und diente wahrscheinlich als Wachturm. Der Turm der alten St. Ursuskirche, welcher im Jahre 1360 gebaut wurde, nachdem zwei ältere Türme vier Jahre vorher beim Erd-



Kirche in Bülterfingen.

beben eingestürzt waren, bestand aus grauen Sandsteinquadern; es ergibt sich daraus, daß die solothurnischen Steinbrüche damals noch nicht ernstlich benützt worden sind. Die älteste Steingrube war die auf dem Blumenstein, vermutlich an der Stelle, wo das Landhaus steht. In alten Stadtrechten werden die Lebersteine (Leberberg ist der Jura genannt) „Pfegetssteine“ genannt. Als im Jahre 1476 ein Afford mit einem Werkmeister über den Bau des Rathhauses abgeschlossen wurde, ward demselben zur Bedingung gemacht, daß die Treppentritte aus „Pfegetssteinen“ gemacht werden sollten. Die kunstreich geformte Schneckenstiege, auf der man zum Kantonsratssaale gelangt und die oben mit dem Kantonswappen abschließt, wurde unter der Leitung des Bauherrn Gibelin im dritten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gebaut und wird von Kennern als ein Meisterwerk bewundert. Die geschmackvoll gemeißelte Ostfront des Rathhauses stammt aus dem Zeitraum von 1622—1712 und legt Zeugnis ab von dem damals schon blühenden Kunsthandwerk der Steinmetzen. Genauere Daten über die Ausbeutung der Steinbrüche finden sich in den Protokollen über den Schanzenbau der Stadt in den Jahren 1660—1710 und in den Aufzeichnungen über den Bau des St. Ursusmünsters von 1762—1777. Zur Treppe, auf welcher man zur Kirche emporsteigt, wurden Haussteine von 5 Metern Länge mit drei Stufen an einem Stück verwendet und am Anfang der Stiege mißt eine massive Stufe 8 Meter in der Länge. Von den jonischen Säulen, auf denen die Orgel ruht, ist die eine auf eine Länge von 5,7 Metern aus einem Blöcke gemeißelt, die andere auf 6,3 Meter Länge massiv ausgehauen; letztere wurde mit 19 Pferden auf den Platz gebracht. Von dem Aufschwung des Kunsthandwerkes der Steinmetzen zeugen auch die monumentalen Brunnen, welche die öffentlichen Plätze der Stadt schmücken.

Die einzelnen Lager wurden zutage abgebaut und nur einmal wurde der Stollenbetrieb versucht. Die obere Kalkbänke werden jeweilen durch Sprengen mittelst Pulver abgedeckt, indem das Material in der Regel nur zu Bruchsteinmauern Verwendung findet; dagegen werden die tiefen bauwürdigen Schichten durch Eintreibung von Klüben und Anwendung von Hebelgewalt von der Unterlage langsam gehoben, durch Unterlage von eisernen Kugeln und Binden fortgewälzt und dann durch Schrotarbeit nach Bedürfnis in Stücke geteilt. Die Technik der Ausbeutung hat im Laufe der Zeit verhältnismäßig wenig geändert. Das macht gerade heutzutage die Lage der Steinbruchindustrie gegenüber den Kunstprodukten so schwer. Denn sowohl den natürlichen Bau- als Formsteinen und den Belagsmaterialien sind in Kunstprodukten scharfe Konkurrenten erwachsen. Durch die einfache mechanische Weise der Formgebung stellen sich die meisten künstlichen Steine billiger als die natürlichen. Eine Zeitlang hat man übrigens alles Mögliche verwendet, sogar Schund aller Sorte, selbst bei öffentlichen Bauten. Die Lage ist in den letzten Jahren vielleicht etwas besser geworden; immerhin wird die frühere Nachfrage schwerlich mehr erreicht werden.

Wer den Weg zu den Steinbrüchen unternimmt, der kommt aber, ganz abgesehen von der interessanten Arbeit, noch in anderer Weise auf seine Kosten. Der freie Ausblick gegen Süden muß auch einen anspruchsvollen Beobachter befriedigen. Zu seinen Füßen breitet sich ein anmutiges Talgelände aus, durch welches sich der blinkende Aarespiegel in vielfachen Krümmungen wie ein Silberfaden durchwindet. Im Vordergrund die Stadt mit der glänzenden Kuppel der Kathedrale, das Ganze umgeben mit einem Kranz von Landhäusern. Jenseits des Flusses streicht der bewaldete Hügel des Bucheggberges und Bleichenberges parallel mit dem Tale und hinter demselben schweift der Blick über die fruchtbaren Gefilde der Wasseramtei des bernischen Mittellandes und Oberaargaus. Zahlreiche Dörfer und wohlhabende Flecken mitten in ertragreichen Obstgärten, Wiesen, Feldern und Sämen sind durch Straßenzüge und Eisenbahnlinien verbunden. Hinter diesem bunten Teppich von Wiese und Feld, Wald und Au entwickelt sich das verworrene Hügel- land des Emmentals und Entlebuch, aus dem bereits einige Höhen, nackte Kuppen von Nagelfluh aufragen. Dann folgen als die wahren Vormauern des Hochgebirges die langen felsigen Rämme und die mit Weiden bekleideten Gehänge des Pilatus, der Schratzenfluh, des Hohgant und Brienzgrates. Aus dem Osten winken die Kuppen des Rigi und des Rothberges herüber. Hinter diesen Vorbergen thront der majestätische Kranz der Bergriesen, welche in den blendend weißen Schneemantel gehüllt und mit starkem Espanzin umgürtet als die Hüter der Freiheit ins Schweizerland hinaus schauen.

G. A.

's Buggelimandli.

's Buggelimandli hötterlet
's Ströbßli ab am Stäcke,
's Chinibäckli waggelet,
D'Chind müend fäsch erschräcke.

Woner um en Eggen isch,
Hei sie müesse lache,
Als 's so g'chuurlich Manne git
Und so glächrig Sache!

's Mandli het dr Stäcken uf:
„Wartet, wenn-i-chumme!“ —
Aber d'Neugli blinzerte:
„Lachet, lachet numme!“

Josef Reinhart.

Friedrich Naumann über Monarchismus, Liberalismus und Demokratie.

Der kürzlich verstorbene deutsche Politiker war in der Vorkriegszeit die stolze Hoffnung der deutschen Demokratie. Auf diese Tatsache wollen wir uns zurückbesinnen, nachdem der unglückliche Ausgang des Krieges so manche allgemeine und besondere Schuld getilgt, so manch einen Strich durch eine falsche Rechnung gemacht. Vergessen sei sein triumphierender Freudeausruf: „Es klappt alles!“ seiner (Sächsischen) Flugschrift „Deutschland und Frankreich“ aus den ersten Kriegstagen, da es gegen Frankreich ging, vergessen sei Mittelteleuropa mit dem Schützengrabenwall darum! Vergessen sei der Kriegsveteran und Imperialist Naumann um seiner Verdienste willen an der heutigen deutschen Republik. Denn ohne Zweifel hat die deutsche Revolution auch die Bausteine mit Gewinn benützt, die Naumann im Kampf gegen den Konservatismus und das Junkertum und gegen den Byzantinismus mit scharfen Hammerschlägen der Kritik für den Bau der deutschen Demokratie zurechtbehalten hat.

Naumann war vordem einer der kühnsten Gegner der altpreussischen Monarchie und ein überzeugter Vorkämpfer der liberalen Staatsform im Sinne des englischen Systems. Die preussische Staatsform mit ihrer junkerlichen Herrscherkaste und mit dem Gottesgnaden-Königtum an der Spitze dachte er sich als das Resultat des nachfolgenden historischen Vorganges*): Die Kleinstaaten, die aus der Asche des alten Staates des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erstanden, waren große „fürstliche Privatunternehmungen zur Mehrung der Einkünfte“. Es waren Erwerbsgeschäfte auf Grundlage der Ausbeutung von Untertanen. Die fürstlichen Untertanen, insbesondere die bäuerlichen, wurden mit Abgabepflichten aller Art behangen. „Diese ungeordneten Abgaben in bestimmte Kanäle zu leiten, sie zu zentralisieren und zu vermehren, war der Zweck der Territorialherrschaft. Deshalb wollte man Untertanen haben, um Einnahmen zu haben. Man macht sich heute kaum mehr eine Vorstellung, wie Untertanen verhandelt wurden. Die Fürstentums-einkünfte waren Börsen von Steuermöglichkeiten. Nicht das fragte man, ob die Untertanen zusammenpakteten, ob sie in Konfession, Sitte, Produktionsweise sich gleichen, nicht ob sie Deutsch, Polnisch, Italienisch, Französisch sprachen, nicht ob sie in der Ebene wohnten oder in den Bergen, sondern nur: was sie leisten konnten, das will sagen: welchen Mehrwert der Fürst vom Ertrage ihrer Arbeit abheben konnte. Diese Art Staatsverwaltung ist das oberste kapitalistische Großgeschäft im alten Deutschland.“

Im 18. Jahrhundert waren die europäischen Kriege zumeist Erbfolgekriege. Es waren reine Erwerbskriege geldhungriger Fürsten. Diese kauften sich aus den Steuern der Untertanen Söldnertruppen, mit denen sie das „Geschäft“ zu vergrößern suchten. Je größer die Militärmacht, umso größer die Einkünfte. Ein Staat mit Söldnerheer entsprach dem Geschäft mit Maschinenbetrieb. Der Rohstoff des Betriebes sind die auszubeutenden Untertanen. Absichtlich — um den Ertrag nicht zu schmälern — nimmt der Fürst seine Soldaten nicht aus dem eigenen Lande. Als er sich aus Mangel an fremden Söldnern genötigt sieht, eigene Untertanen zu Soldaten zu machen, verschiebt sich seine Stellung zum Volke. Der Fürst wird abhängig von der Tapferkeit und dem guten Willen seiner Untertanen. Er kann nicht mehr so leicht gegen diese regieren; er muß mehr und mehr für sie regieren; er wird ein wohlwollender Monarch. Da er Rücksichten nehmen muß, seine Existenz nicht bloß mehr auf Ausbeutung und Steuern abstellen kann, sondern auf regelrechten Erwerb sinnen muß, so geht er allmählich zum

*) Wir zitieren hier und im folgenden aus der Naumann-Auswahl „Das Blaue Buch von Vaterland und Freiheit“, Langewiesche Verlag. Königsberg im Taunus und Leipzig.